

Hundert Jahre ist es her, dass Norma Jeane Baker und Fidel Castro Ruz geboren wurden – und Heinrich Eggerth. Aber dem Dichter aus Niederösterreich lag es nicht, lautstark und mit ausladenden Gesten stundenlange Reden zu halten wie der selbstgewisse Máximo Líder, und er meinte wohl auch nicht, dass *diamonds a girl's best friend* wären. Stattdessen schrieb er Sätze wie: „Nie geschieht das, was wir wollten. Und doch ziehen wir in der Früh unsere Schuhe an, gehen fort und hoffen.“ (Für die Spätgeborenen: Miss Baker kannte man später unter dem Namen Marlyn Monroe.)

Heinrich Eggerth war also einer der Stillen im Lande: Vom berühmten Sager Johann Winckelmanns über die *edle Einfalt, stille Größe* traf gewiss der zweite Teil auf ihn zu wie auf wenige, auf ihn, der sechzig Jahre lang, bis zu seinem Tod im Jahre 2018, unbeirrt seine Gedichte und andere Texte verfasste – die für mich eine ganz eigene Bedeutung hatten und haben.

Von der Geburt in Annaberg an der *Via Sacra* und der Kindheit in Horn und Dobersberg im Waldviertel führten ihn, den Lehrer, die Dienstzuteilungen der Schulverwaltung endlich nach Puchberg, dem unspektakulären Kurort am Schneeberg. Und so stand es dann auch in seinen biographischen Angaben. So mancher Autor liebt es ja, über sich zum Beispiel „lebt und arbeitet in Wien, Coimbra und Boulder/Colorado“ zu schreiben und damit seine Weltläufigkeit zu betonen – Heinrich hatte schon als Kind von einer Gegend geträumt, in der die Wasser grün sind, und so schrieb und lebte er mit seiner Familie in einem holzverkleideten Haus in Puchberg, das Land der Griechen mit der Seele suchend, obwohl er im Laufe der Jahre auch den Fuß auf so manches ferne Gestade gesetzt hat. Und er schrieb: „Wo man glaubt im Winkel zu sitzen, ist plötzlich Welt!“

Mit siebzehn, begeistert von Mörike und Rilke, hat er in Melk sein erstes Gedicht geschrieben, naheliegenderweise über die Donau, und es wurde sogleich in einer Zeitung publiziert. Dreißeig Jahre später veröffentlichte er wieder ein Gedicht, in einem Flugblatt des Literaturkreises PODIUM zum *Tag der Lyrik*, das in einer kleinen Stadt im Triestingtal einem angehenden Maturanten von seinem aufgeschlossenen Deutschlehrer zugetragen wurde. Dieser begann alsdann ebenfalls Gedichte zu schreiben, auch davon fanden welche sogleich an die – wenngleich begrenzte – literarische Öffentlichkeit. So berühren Tangenten die Kreise, so werden Weichen für Menschenleben gestellt.

Der junge Triestingtaler lernte kurz darauf als Student in Wien etliche der Autorinnen und Autoren kennen, die den großen Krieg erlebt und erlitten hatten und deren Namen er aus dem erwähnten Flugblatt kannte, etwa Szabo, Tielsch, Mühringer oder Vogel, und nannte sie bald Willi, Ilse, Doris und Alois: Menschen, die dem „Neuen“ mit großer Offenheit und Herzlichkeit begegneten. Eggerth, der diese Tugenden in besonderer Weise vertrat, trieb sich nicht so sehr an den Orten des literarischen Lebens herum und wurde mir – denn wie Sie erraten haben, ist hier von mir die Rede – erst einige Jahre später zu „Heinrich“, der Freude an seinen Texten tat das aber keinen Abbruch. Und als ich, wiederum dreißeig Jahre später, selber das Flugblatt zum *Tag der Lyrik* redigierte, war mir von vornherein klar, welcher Name dabei keinesfalls fehlen durfte ...

Der uneitle Ton, die Selbstironie, der klare und doch warme Blick auf die Erde und deren Bewohner, die Verwurzelung im Alltäglichen, das behutsame Ausloten der Möglichkeiten des Seins und auch deren allzu enge Grenzen – das machte den Dichter zu etwas Besonderem jenseits von esoterischem Nebel, formalistischem Chi-Chi und kraftmeierischer Welterklärung. „Man bleibt dumm und lächerlich, bis man stirbt“, sagte Heinrich einmal (die Worte klingen bei ihm so ganz anders als ähnliche bei Thomas Bernhard, der seine Selbstironie ja oft sehr gut zu verstecken wusste), und sein Satz „Ich wollte nie siegen, weil dazu muss ein anderer verlieren“ sollte eigentlich täglich in allen sozialen Medien gepostet werden, auch übersetzt ins US-Amerikanische, in Farsi und viele andere Sprachen.

„Unser hundertfältig wirksamer, liebenswürdiger Zeitgenosse und unser himmelhoch überlegener, überlegender Wegbereiter, Pfadfinder in jenes Letztgültige, das in der brennend sehnsüchtigen Fassung seiner Unerbittlichkeit Trost und Rettung gewährt“, schrieb Matthias Mander über ihn, und dem brauche ich nichts hinzuzufügen. Außer vielleicht einen Satz von Heinrich über sein eigenes literarisches Schaffen: „Warum schreibt ein Mensch? Weil sein Herz voll ist oder ganz leer, weil er jubeln will und preisen und weinen, weil er Gott danken will oder mit ihm streiten wie Hiob.“

Zur Methode fand er hingegen höchst einfache Worte: „Man braucht zum Schreiben nur ein Blatt weißes Papier, etwas zu trinken und eine Pfeife“. Ja, Alkohol und Tabak, der Dichter Manna und Ambrosia. Und der Tabak, in Bruyereholz geraucht, ganz besonders – man kennt die Fotos von Jean-Paul Sartre, von Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Günter Grass und Siegfried Lenz, schmauchend und nuckelnd. Heute bekäme man dafür in den sozialen Medien die Rechnung präsentiert: Herz-Kreislauf, Karzinome, Diabetes, Arthritis und so weiter – seid's ihr deppert, ihr lasterhaften Literaten?! Doch der Mann aus Puchberg ließ sich gerne mit einer Pfeife konterfeien. Und war auch darin mit mir eines Sinnes.

In den allerletzten Jahren von Heinrichs Leben bekam die Stille wohl einen bitteren Geschmack – wir müssen einräumen, dass gegen manche Krankheit kein Kräutlein gewachsen ist, auch kein lyrisches. Umso mehr freut es mich, dass sein letztes Buch – mit dem bezeichnenden Titel „80 plus“ – im Verlag meiner Ehefrau erschien, 2010 war das. Bei einer Präsentation kam zur Sprache, dass seine Reisen nunmehr so weit und lang nicht mehr wären. „Ich dreh' mich ein, wie ein Hund der schlafen will – der dreht sich auch immer eine Zeitlang im Kreis, bis er sich hinlegt“, so sagte er dazu, aus dem Gedächtnis zitiert. Das hier auch Abschiedsgedanken mitklagen, liegt nahe. Das Leitmotiv etlicher seiner späten Gedichte ist das Nur-noch und Nicht-mehr:

Nicht mehr gedankenbunt
ist mir der Kopf,
nicht mehr stoßweise
stapeln sich Pläne,
nicht mehr an den Armen
reißt es mich dahin und dorthin,
nicht mehr zappeln die Beine
unter dem Schreibtisch.
Ruhig sitz ich und lasse
den Blick nur wandern
die paar Schritte hinaus
bis zur Fichte im Garten.
Die winkt ganz leicht
mit den Ästen im Winde.
Aber für mich ist das schon
Bewegung genug.

(aus: „80 plus. Prosa und Lyrik“, S. 80)

Bei einer Veranstaltung des PEN zu seinem 85. Geburtstag – Heinrich war lange Präsident der niederösterreichischen Teilorganisation – schloss ich meine Würdigungsrede mit der Aufforderung, seine Bücher zu lesen. Leider sind im Handel von fünfzehn Titel nur mehr drei lieferbar. Vita brevis, ars longa? Ich wiederhole jedenfalls meinen seinerzeitigen Appell; Gott sei Dank gibt es ja auch Bibliotheken und Antiquariate ...

Bücher von Heinrich Eggerth:

Am Ufer der Ereignisse. Gedichte. Österreichische Verlagsanstalt, Wien 1970
Draußen springen noch immer Delphine. Gedichte. Verlag G. Grasl, Baden 1983
Simplicius 39/45. Prosa. Verlag Niederösterreichisches Pressehaus, St. Pölten 1984
Logbuch des Bleibens. Gedichte. Weilburg Verlag, Wiener Neustadt 1987
Die Papierrose. Prosa. Verlag Niederösterreichisches Pressehaus, St. Pölten 1988
Verzeih meine närrische Art dich zu verehren. Gedichte. Österreichisches Literaturforum, Krems 1992
Das Messingtürschild. Prosa. Merbod Verlag, Wiener Neustadt 1992
Klang dessen, was ist. Gedichte. Literatedition NÖ, St. Pölten 1994
Die schwarze Kugel. Prosa. Österreichisches Literaturforum, Krems 1994
Ein Regenbogen aus Staub. Prosa. Literatedition NÖ, St. Pölten 1999
Predigten gegen den Wind. Prosa. Österreichisches Literaturforum, Krems 1999
Ein paar Splitter Jade. Aphorismen. Merbod Verlag, Wiener Neustadt 2000
49 und 1 Gedicht. Österreichisches Literaturforum, Krems 2001
Souvenirs. Prosa. Österreichisches Literaturforum, Krems 2004
Ausgewählte Gedichte. Podium (Podium Porträt 24), Wien 2006
80 plus. Prosa und Lyrik. Edition Roesner, Mödling 2010